

Burkhard Liebsch

Verletzung in und mit Worten

Fragen nach dem Verhältnis von Sprache und Gewalt

So alt die Sprache ist, so eng die menschlichen Lebensformen nach einer alten Definition des Aristoteles mit ihr verbunden sind, so sehr hat es die Philosophie doch lange Zeit versäumt, sich vorbehaltlos mit der Sprache als Medium der Formung, der Umformung und der Deformation menschlichen Lebens zu befassen. Nach Herder, W. v. Humboldt und einem weiteren „Jahrhundert der Sprachvergessenheit“ (J. Trabant¹) beginnt die Karriere der Sprachphilosophie eigentlich erst mit Cassirers *Philosophie der symbolischen Formen* (1923) und nimmt dann nach Wittgensteins Aufweis des inneren Zusammenhangs von Sprachspielen und Lebensformen einen unerhörten Aufschwung. Nachträglich ist dieser Aufweis mit der ebenfalls späten, im Werk Heideggers entwickelten Einsicht verknüpft worden, dass die Sprache nicht allein dazu dient, Wahres – möglichst unzweideutig – *über die Welt* auszusagen (wovon Aristoteles ausging), dass die *Aussage* gar nicht als grundlegendstes Phänomen menschlicher Sprachlichkeit gelten kann, dass vielmehr die Rede in einem viel weiteren Sinne als an Andere adressiertes *Sagen* selber eine *weltkonstitutive Praxis* ist. In der Rede nehmen demnach *Lebensweltformen*² Gestalt an, indem diejenigen, die zusammen leben, im Verhältnis zueinander Dinge mit Worten tun, wie es der Philosoph der normalen Sprache, J. L. Austin, im Titel eines berühmt gewordenen Buches (*How to do things with words*, Cambridge, Mass., 1962) im Anschluss an Wittgenstein formulierte.

Die auf der Basis der „Philosophie der normalen Sprache“ entfaltete Sprechakttheorie, die sprachliche Strukturen des Tuns mit Worten detailliert beschrieben hat, orientierte sich vielfach an für soziale und politische Lebensformen grundlegenden Phänomenen wie etwa dem Versprechen. Dabei hat sie zwar Aspekte der eigentümlichen Zer-

brechlichkeit menschlicher Lebensformen wie etwa die fragile Verbindlichkeit des gegebenen Wortes ans Licht gebracht, dem aufeinander angewiesene Wesen vertrauen müssen, wollen sie sich nicht einem gewaltsamen Naturzustand überantworten.³ Aber die *Kehrseite des Aufeinanderangewiesenseins*, die *Verletzlichkeit* derer, die in zerbrechlichen, von Widerstreit, Differenz und Gewalt ständig beunruhigten Lebensformen zusammen leben, hat die zeitgenössische Sprachphilosophie noch kaum bedacht. Dabei leuchtet doch ohne weiteres ein, dass Sprechakte nicht nur „verbinden“ wie ein gegebenes Wort etwa, dass man vielmehr auch *mittels der Sprache* Gewalt ausüben, d. h. „schlimme Dinge mit Worten tun“ kann, wie man in Anlehnung an Austin sagen könnte.

Dass Gewalt *mit* Worten ausgeübt wird, ist freilich nicht die einzige Herausforderung dazu, den Zusammenhang von Sprache und Gewalt zu bedenken. Denn es besteht der Verdacht, dass Gewalt nicht nur *mit* Worten bewusst ausgeübt wird, sondern auch *in* Worten auf subtile Art und Weise heimisch geworden ist, und zwar so sehr, dass sich die Aussicht auf einen ganz und gar von ihr befreiten „Sprachgebrauch“⁴ nur noch schwer aufrecht erhalten lässt. In der gegenwärtigen Diskussion um den Zusammenhang von Sprache und Gewalt wird sogar der Eindruck erweckt, als hätte sich die Gewalt restlos der Sprache bemächtigt. An die Stelle einer dem Anschein nach „unschuldigen“, nur der Aussage-Wahrheit verpflichteten Sprache wäre demnach eine Gewalt-Sprache getreten, die selbst dann, wenn man keinerlei *gewalttätige* Absichten verfolgt, eine gewisse, unvermeidliche *Gewaltsamkeit* heraufbeschwört. Damit steht nicht nur zur Diskussion, wie sich dieser Befund eigentlich zu der Hoffnung verhält, wenigstens zu geringerer oder geringstmöglicher Gewalt beizutragen. In Frage steht auch, welchen Begriff wir uns in dieser Perspektive überhaupt von einer Gewalt machen sollen, als deren Medium die Sprache selber fungiert. Ob der Verdacht zu Recht besteht, dass wir andere *unvermeidlich* mit oder in Worten verletzen, lasse ich dahingestellt. Worauf es mir im beschränkten Rahmen dieses Aufsatzes ankommt, ist nicht, eine derart weitreichende These zu verteidigen, sondern auf einige Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die sich uns in den Weg stellen, wenn wir den noch kaum begriffenen Zusammenhang von sprachlicher Gewalt einerseits und Verletzung andererseits zu denken versuchen.